

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 10

Artikel: Der heitere Geist
Autor: Flach, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der heitere Geist

England ist ein sonderbares Land. Oder lassen Sie mich genauer sagen: die Engländer sind ein sonderbares Volk. Ich meine nicht, dass sie in ihrer tiefsten Seele erschrecken, wenn ein armer Fremder vom Kontinent zu seinem Hammelkotelett, das ihn blutig und fett von seinem Teller anstarrt, sich Senf zu Hilfe holt. Ich meine nicht, dass auf die Frage: Wie geht es Ihnen? mit: Wie geht es Ihnen? geantwortet wird, ohne dass dabei sonderbarerweise das «Ihnen» betont wird; dass die Dame zuerst grüßt; dass man ja nicht vom Magen oder Bauch reden darf; dass man frierend am qualgenden Kamin aushält und das in Ordnung findet — ach, und viele andere wichtige Kleinigkeiten, die man in diesem abgesonderten Land erst falsch macht. Nein, ich meine jetzt die aussergewöhnliche Art zu diskutieren, für uns aussergewöhnlich. Die Kunst, zu wissen, wann man unvermittelt dem Gespräch eine andere Richtung geben muss, so als interessiere einen das eben noch heftig und heiss umstrittene Problem nicht sonderlich, als sei ein Problem in Wirklichkeit gar nicht vorhanden gewesen!

Sie sitzen in grösserer Gesellschaft in lebendigem Gespräch über ein Thema, das alle interessiert. Die Argumente fliegen hin und her, und es herrscht angenehme Stimmung. Schliesslich kommen auch Sie zu Worte, um Ihre Meinung kundzutun. Sie gehen in die Tiefe, Sie nähern sich dem Kern des Problems, da fragt Sie die Dame des Hauses plötzlich, mitten in Ihre mit Ueberzeugung geführte längere Rede, ob Sie nicht finden, dass heute schönes Wetter sei. Dann ist es höchste Zeit, inmitten einer zu Eis erstarrten Gesellschaft, das Thema fallen zu lassen und zu antworten: In der Tat, ein lieblicher Tag heute! Der Hausherr wird gefasst eine Anekdote erzählen, die er sich am Nachmittag für lange nicht so schreckliche Fälle ausgedacht hat, und die Situation ist gerettet. Sie werden niemals erfahren, was Sie falsch gemacht haben, denn man kann doch nicht einem, der einen Faux pas beging, auch noch sagen, dass er taktlos war.

Ein Beispiel wird am besten zeigen, was ich meine.

Ich war eingeladen auf einem einsamen Schloss in Schottland. Ein düsteres Schloss, wie gemacht für Geister und Spuk. So war es nicht verwunderlich, dass am Abend, als wir bei flackerndem Kerzenlicht in einem hohen Raume vor dem Kaminfeuer sassen, die Rede auf Gespenster kam. Natür-

lich kam die Rede nicht von selbst, *ich* brachte sie darauf.

Sie werden das verstehen, Sie waren nie in England, und ich brauche mich nicht weiter zu entschuldigen; aber für die damals Anwesenden musste das Gesprächsthema sehr peinlich gewesen sein. Aber ich will nicht vorgreifen ... Also, ich fragte den Hausherrn in einer Pause, da alle ins Feuer starnten, ob er an Gespenster glaube. Die Hausfrau stellte sofort eine Gegenfrage, ob ich heute beim Fischen etwas gefangen habe. Ich merkte nichts, und da mir die Dame als etwas schwerhörig bekannt war, antwortete ich ihr mit lauter Stimme, dass meine erste Forelle angebissen habe, dass sie zwar nicht gross gewesen sei, mir aber Freude und Stolz bereitete, um mich dann sofort wieder an den Hausherrn zu wenden, ihm dieselbe Frage nochmals kar und deutlich vorlegend: ob er an Gespenster glaube. Er war ein guter Mensch und seine Freundschaft überwog das Korrektsein; statt nämlich mit einem fernliegenden Witz den Schlusstrich zu machen, sagte er, er habe nie darüber nachgedacht. Das war eine sehr diplomatische Antwort, aber ich merkte immer noch nichts und erklärte erstaunt, dass dies doch keine Frage des Denkens sei. Entweder sei man überzeugt, dass es Geister nicht geben könne, dass sie die Erfindung unklarer Gehirne seien, oder aber, dass man solch unwahrscheinliche Sachen für wahrscheinlich halte.

Während der Diener mit viel Geräusch den heißen Tee brachte, fing ein junger Gast spontan an, mit Humor und Begabung eine Geschichte aus seinem College zu erzählen, die belacht wurde und eine Kette ähnlicher Erlebnisse nach sich zog. Das Geisterthema war begraben; es wurde spät, man begab sich nach oben. Ich blieb noch am Kamin sitzen und mit mir der junge Mann.

«Es tut mir leid, dass ich Sie vorhin unterbrach», «aber ich habe es aus Kameradschaft getan. Die Frage, die Sie stellten, kann man in unserem Lande nicht vorbringen. Es ist ungefähr so, als ob sie von einem Vogel wissen wollten, ob er daran glaube, fliegen zu können. Wenn man seinen eigenen Hausgeist hat, wie unser Gastfreund, so spricht man nicht davon; man ist daran gewöhnt, man kommt mit ihm aus.»

Das war in ernstem Ton vorgetragen, wohlwollend, etwas nachsichtig, mit einer kleinen un-

ausgesprochenen Rüge an den Barbar vom Festland, und es half mir nichts, dass ich versuchte, darüber zu lachen.

«Kennen Sie Devonshire?» fragte er mich.

Ich verneinte, erstaunt über die fernliegende Frage, und fürchtete schon, dass er nun wieder ablenken, den Stoff wechseln wolle.

«Nein», schüttelte ich gottergeben den Kopf.

«Oh, dann müssen Sie es sehen, es ist ein heiteres, sonniges Stück Erde und die Geister dort, unsere Geister, sind ganz der Landschaft gemäss, nicht so erschreckend und schwer erträglich wie die schottischen. Kommen Sie uns besuchen, ich werde Ihnen Ihre Frage nach Geistern ganz praktisch beantworten.»

Mühsam suchte ich die Sprache wieder zu finden, er redete von seinen Geistern, so wie wir von unserer Zentralheizung und der Garage reden.

«Wollen Sie sagen, dass dieses Schloss einen Geist besitzt?»

«Ja», antwortete er, «einen sehr unfreundlichen; deshalb bin ich geblieben: ich möchte Sie zu Ihrem Besten bitten, ihn nicht kennenzulernen zu wollen.»

Er schaute sich im Zimmer um, blickte auf seine Uhr und erzählte die Geschichte von dem Gespenst.

«Man sagt von ihm, es sei der Geist eines früheren Schlossherrn, der als Kreuzritter ins gelobte Land zog, um das Grab des Herrn aus den Händen der heidnischen Türken zu befreien. Seine Frau war jung und zart, aber sie schien vor Trennungsschmerz den Verstand verloren zu haben, sie wurde hart, grausam und gefürchtet.

Ein fremder Ritter, der aufs Schloss kam, ein dunkler Gesell, bleich und stumm, in einem Mantel rot wie Scharlach, auf schwarzem Ross, der wurde bald Herr über Haus und Frau, und sie liebten sich im finsternen Schloss, im düsteren Schottland — der Kreuzfahrer war vergessen, blieb verschollen, schien tot.

Nach Jahren, der Herr jagte mit seinem Tross in den Wäldern, kam ein fahrender Spielmann ans Tor, ein Bettelmusikant, und wollte mit der Schlossfrau reden. „Er lebt, Euer Gemahl,“ erzählte er ihr, „er ist durch Mut und grosse Frömmigkeit zu Ruhm und Ehren gekommen und wird bald den Schlosshügel herauf reiten, Euch wiederzusehen, zu umarmen.“

Die Schlossherrin führte den Spielmann wortlos in den grossen Saal, wo die Bilder der Ahnen hingen. „Meinst du diesen meinen Herrn, der mich nie allein liess, der mich liebt und nicht in die Ferne zog, um mein Herz zu brechen?“, und sie zeigte auf das Bild des finsternen Gesellen, das

neben ihrem eigenen hing. Da, während im Schlosshof Jagdhörner ertönten und Hundekläff, so erzählt die Sage, zog der Spielmann einen Dolch aus dem Gürtel und stiess ihn mit zornigem Schrei in das Bild. Im Hof entstand ein Tumult, die Frau stürzte ans Fenster und sah, wie ihr bleicher Geliebter inmitten seiner Jagdgenossen blutend und tot vom Pferde glitt. Als sie sich umdrehte, war der Sänger verschwunden und aus dem Rahmen blickte lächelnd der Kreuzritter statt des erdolchten Nebenbuhlers. Das ist die Geschichte.

Vom Ende der Frau erzählte die Ueberlieferung nichts, aber der Ritter lebt noch als allnächtlicher Spuk, in Gestalt des Bettelmusikanten mit blutigem Dolch, in diesen Mauern.

Es ist vorgekommen, dass Besucher, die man nicht warnte, laut schreiend aus der Bibliothek gestürzt kamen und keine zweite Nacht mehr auf dem Schloss zubringen wollten. Darum bin ich geblieben, um Ihnen Gesellschaft zu leisten und Sie zu ersuchen, vor Mitternacht diese Räume zu verlassen.»

Er erhob sich und wartete mit einem matten Lächeln, das schlecht in seinem jungen Gesicht stand, darauf, dass ich mich anschliesse. Ich hatte Lust, der Warnung zu trotzen und die Bekanntschaft des ruhelosen Schlossherrn zu machen. Er schien meine Gedanken zu erraten und sagte: «Wenn Sie unbedingt einen Geist kennen lernen wollen, lade ich Sie gern ein nach Devonshire. Unser Geist ist wirklich angenehm und hat noch niemanden aus dem Hause gescheucht.»

Ich nickte lächelnd zum Einverständnis, und wir gingen schlafen.

Später fuhr ich mit ihm in seine Heimat und kam in ein Haus, das, wie man mir sagte, aus der Tudorzeit stammt. Ein freundlicher, einladender Bau, mit einem Blumengarten, der in allen Farben funkelte. Niedrige Zimmer mit dunklen Balken, die mich oft zu raschem Bücken veranlassten, überall fröhliche Helle, Fenster und Licht.

Vor ungefähr zehn Jahren hatte das Haus den Besitzer gewechselt. Aber vor Unterzeichnung des Kaufvertrages sei der frühere Eigentümer mit dem Geständnis herausgerückt, dass das Haus auch einen Geist habe, o bitte nein, keinen schlimmen, aber immerhin, er gehe jeden Nachmittag um fünf Uhr pfeifend durch das Zimmer zu jener Tür (ich habe sie gesehen, sie ist zugemauert und man erkennt nur noch am Gebälk die Stelle, wo sie war), drücke eine Klinke herunter, die einmal dagewesen sein muss, und höre auf zu existieren.

Dies hatte man mir vorbereitend über den harm-

losen Mitbewohner erzählt. Als wir beim Tee sassen, kam er. Der junge Herr hatte mir gerade die Tasse gefüllt, als ich lebhafte Schritte hörte quer durch den Raum, und jemand, den ich nicht sah, pfiff ein paar Takte einer altmodischen, fröhlichen Melodie, das Knacken einer Türklinke er tönte, dann war wieder alles still. Es war nicht unheimlich. Man hatte höflich aufgehört, mit dem Geschirr zu klappern, solange Er anwesend war, mit wohlwollender und rücksichtsvoller Achtung, so als gönne man einem netten, liebenswürdigen Herrn die ihm gebührende Aufmerksamkeit, um dann bei seinem Verstummen mit dem Teetrinken weiterzufahren.

Ich erfuhr noch, dass man in Noten aufschrieb, was das Schemen pfiff, um es, ohne Erläuterung, an einen befreundeten Musiksachverständigen nach London zu schicken, mit der Bitte, herauszufinden,

ob es in der alten Musikliteratur etwas Aehnliches gebe. Bald hatte man den Rest des Liedes und den Text dazu und die Gewissheit, dass es sich um eine beliebte Weise aus der Zeit der Queen Elisabeth handle, die die letzte aus dem Hause Tudor war.

Der stille Besucher schritt jeden Tag zur Zeit der Teestunde durchs Zimmer, gesehen habe ich nichts, doch hatte ich das deutliche Gefühl, dass ein sympathisches, heiteres Wesen im Raume sei, das uns durch eine imaginäre Tür verliess.

Fragen Sie mich nichts, verlangen Sie keine Erklärung von mir und werfen Sie in englischer Gesellschaft nie die Frage auf, ob man an Geister glaube oder nicht; denn ich habe gelernt, dass man, ohne Stellung für oder gegen sie zu nehmen, einfach mit ihnen auskommt.

(Aus dem Buche «Vita vagorum» von Jakob Flach. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld.)

Z E I T L O S E G E S E L L E N

(Schluss)

Bedeutet die erste Drohstellung: «wenn du nicht schleunigst Platz machts, werde ich dich fliegend angreifen», so heisst die zweite: «ich werde mich hier, wo ich sitze, bis aufs Blut verteidigen, denn ich weiche nicht». Ein ranghöherer Vogel, der einen untergeordneten in der ersten Drohstellung angeht und vertreiben will, zieht sich im allgemeinen zurück, wenn der Gegner die zweite Drohstellung annimmt. Nur in dem einen Fall, dass er selbst auf eben diesen Platz Wert legt, greift er weiter an und geht dabei auch seinerseits zur zweiten Drohstellung über. So sitzen dann die beiden stets sehr lange einander gegenüber, jeder seinem Gegner die Breitseite und das gefächerte Steuer zukehrend. Sie werden dabei nie wirklich handgemein, sondern führen sitzend wütende und scharfe Schnabelstösse in der Richtung auf den Feind, fauchen hörbar und knappen mit dem Schnabel. Der Ausgang einer solchen Auseinandersetzung wird nur mit der Frage entschieden, wer es länger aushält.

Die gesamte Zick-Zeremonie ist nun zwangsläufig an die zweite, die Platzverteidigung kennzeichnende Drohstellung, gebunden. Die Dohle kann gar nicht in irgendeiner anderen Körperhaltung ihr «Zick, zick» ausstossen! Wie bei allen Tieren, die *Gebiete* abgrenzen, gründet sich auch bei der Dohle der «Besitz» eines «Territoriums» darauf, dass der

Vogel «zu Hause» viel intensiver kämpft, als auf fremden Gebiet. Die in ihrer eigenen, angestammten Nisthöhle zickende Dohle ist also von vornherein jedem Eindringling gegenüber gewaltig im Vorteil; dieser wiegt im allgemeinen selbst die grössten Rangunterschiede auf, die zwischen den einzelnen Koloniemitgliedern bestehen.

Der scharfe Wettbewerb um den Besitz brauchbarer Nisthöhlen kann es jedoch schon mit sich bringen, dass einmal ein sehr viel stärkerer einen sehr viel schwächeren Vogel in dessen Nisthöhle angreift und ernstlich verprügelt. Und für diesen, gar nicht häufigen Sonderfall liegt jene merkwürdige soziale Verhaltensweise bereit, die ich als die «Jüp-Reaktion» bezeichnet habe. Das Zicken des Angegriffenen, des Nestbesitzers, steigert sich zunächst gewaltig und geht dann allmählich in Jüpen über. Wenn seine Gattin nicht schon vorher herbeigeeilt ist, zu helfen, so kommt sie jetzt mit gesträubtem Gefieder angesaust, stimmt wütend in das Jüpen ein und greift den Störenfried an. Weicht dieser nicht sofort, so geschieht das Unglaubliche: sämtliche in Hörweite befindlichen Dohlen stürmen plötzlich, laut jüpend, nach der Nisthöhle des Bedrohten und der ganze Kampf erstickt in einem dichten Dohlenknäuel, in einer orgiastischen Steigerung, einem Crescendo, Accelerando und Fortissimo allgemeinen Jüpens. Nach dieser gewalti-